

Die Geschichte(n) erzählen: Biographische Holocausterinnerungen der dritten Generation in der Schweiz

Barbara Bonhage

Auch in der Schweiz leben heute Enkelinnen und Enkel von Holocaust-Überlebenden nebeneinander mit Enkeln und Enkelinnen von Nazis. In einer Zürcher Seegemeinde wohnen an einer Strassenecke drei Frauen so nah beieinander, dass sie sich gegenseitig in ihre Wohnzimmer blicken könnten. Darüber hinaus verbindet sie nicht viel. Oder ist es doch mehr? Zu ihrer gemeinsamen Geschichte gehört der Holocaust: Ihre jeweiligen Grosseltern waren Opfer oder Täter zur Zeit des NS. Typisch für ihr Leben ist, dass sie kaum darüber gesprochen haben. Der Holocaust scheint keine Schweizer Geschichte zu sein. Und doch beschäftigt sie diese vor dem Hintergrund ihrer multinationalen Identitäten und als Vertreterinnen der dritten Generation mehr als dies ihr jeweiliger Alltag vermuten liesse.

1. Kriegsenkel in der Schweiz

„Die Geschichte kann uns nur dann etwas lehren, wenn wir begreifen, warum wir in die Irre gegangen sind“, schrieb Margarete Mitscherlich, die einflussreiche deutsche Psychoanalytikerin, bereits 1997.¹ Obwohl diejenigen, die durch die Hölle gegangen sind, kaum mehr selber erzählen konnten und obwohl viele Täter beharrlich geschwiegen haben, weiss ich heute genau, wie sehr und erfasse auch warum meine Grossmutter in die Irre gegangen ist. Ich kann erkennen, wie sehr sie Schuld auf sich geladen hat. Sie hat zwischen 1933 und 1945 erfolgreich Karriere in der nationalsozialistischen Frauenschaft, NSF, gemacht und ist 1937, als eine der wenigen Frauen, auch Mitglied der NSDAP geworden. Hilde, so hiess sie, ist freiwillig mit ihrem Mann, fünf kleinen Kindern und im vierten Monat schwanger im Mai 1941 aus dem Ruhrgebiet ins besetzte Polen übersiedelt. Dort half sie aktiv mit bei der „Germanisierung“ des Warthegau, dem „Mustergau“ der Nazis. Sie war 34 Jahre alt, eine gebildete Frau aus ursprünglich wohlhabenden Verhältnissen. Ihre Schuld ist ihr nie bewusst geworden. Bereits Ende 1945 starb sie im Alter von 38 Jahren im Südschwarzwald, wenige Kilometer von der Schweizer Grenze entfernt, an Lungentuberkulose. Dank ihrer guten Vernetzung mit Nazi-Grössen, war es ihr gelungen, Posen, die Hauptstadt des Warthegau, frühzeitig, nämlich schon am 19. Januar 1945 zu verlassen, ehe die Rote Armee dort einmarschierte. Wenige Tage später wurde Auschwitz befreit. Hilde und ihre Kinder befanden

¹ Mitscherlich, „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“, S. 482.

sich bereits auf der Flucht zu Verwandten im Westen, während Posen nun auch offiziell evakuiert wurde.

Warum Hilde blindlings, eher noch verblendet, in die Irre gegangen ist, hat mir nie jemand erklärt. Mehr noch, nie hat mir jemand innerhalb meiner Familie überhaupt ihre Geschichte erzählt. Alle, die Hildes Geschichte kannten oder hätten kennen können, weil sie damals als Erwachsene selber dabei gewesen waren, schwiegen. Die Kinder meiner Grossmutter, die 1945 zwischen 4 und 13 Jahre alt gewesen waren, darunter mein Vater, erzählten uns Enkeln nur Bruchstücke, die kein zusammenhängendes Bild ergaben. Ob sie mehr wussten als sie sagten oder nicht, kann ich heute nicht mehr beurteilen. Bei mir erzeugten die wenigen Informationen dennoch ein diffuses Gefühl der Scham für meine Grosseltern, das auch meine Eltern und mich selbst einschloss. Ich, die ich in der Schweiz geboren bin und nie über längere Zeit woanders lebte, schämte mich, Deutsche zu sein. Wann immer der Holocaust oder Nationalsozialismus zum Thema wurden, fühlte ich mich befangen. Da angesichts meines akzentfreien Dialekts kaum jemand wusste, dass ich deutscher Herkunft bin, hielt ich den Mund.

Bis vor Kurzem wusste ich gar nicht, was meine Grossmutter denn genau getan hatte und fand schon gar keine Erklärung dafür, warum sie in die Irre gegangen war. Mein vor wenigen Jahren verstorbener Vater erwähnte mehrfach, er habe eigentlich kaum Erinnerungen an seine Mutter. Als sie starb, war er neun Jahre alt. Er, der im besetzten Polen eingeschult worden war, machte später in Deutschland, zurück im Ruhrgebiet, sein Abitur, verbrachte aber die meiste Zeit seines Lebens in der Schweiz. 1966 war er zusammen mit meiner Mutter aus beruflichen Gründen hierher gekommen, wo wir blieben. Als ich noch ein Kind war, besuchten wir oft das Grab seiner Mutter im nahen Schwarzwald. Da aber meines Vaters spätere Stiefmutter zufälligerweise ebenfalls Hilde hiess und ich die beiden als Kind durcheinanderbrachte, verstand ich nie recht, wen wir denn da betrauertem und stellte keine Fragen nach ihrem nur kurzen Leben. Ich freute mich eher auf den nachfolgenden Familienausflug im herbstlichen Südschwarzwald.

Vor wenigen Jahren wurde klar, dass meine Familie über mehr als fünfundsiebzig Jahre hinweg hunderte Briefe und Dokumente gesammelt hatte, auf deren Basis sich Hildes Geschichte, ihre Nazi-Karriere, gut rekonstruieren lässt. Niemand hatte dies aber bis dahin getan. Ich durfte die Dokumente in die Schweiz nehmen und begann damit, sie zu entschlüsseln. Das, was sich daraus im Verbund mit weiterführenden Recherchen an Erkenntnis ergab, ist vermutlich akkurater als dies jede mündliche Überlieferung vermocht hätte. Das Wichtigste ist: Hildes Briefe machen nicht nur deutlich, dass, sondern auch warum sie in die Irre gegangen ist. Sie war eine aussergewöhnlich fleissige Briefeschreiberin, erzählte vom Alltag, von ihren Lektüren

und formulierte ihre Gedanken über die politischen Ereignisse ihrer Zeit an die Adresse ihrer Schwester. Für eine Geschichte aus der Perspektive der dritten Generation und angesichts der Tatsache, dass alle damals Erwachsenen, die hätten erzählen können, längst verstorben sind, ist eine solche Faktengrundlage aussergewöhnlich. In den meisten anderen Erzählungen der Enkel sind es eher die Symptome des Leidens der zweiten Generation, der Kriegskinder, die vage Hinweise geben auf Ereignisse und Ursachen der Taten und Traumata von damals. In meinem Fall ist die Suche nach dem Warum ergiebiger. Hildes Geschichte erzähle ich weiter unten.

Wichtig ist zunächst, dass ich, wie viele Vertreter und Vertreterinnen der dritten Generation Gefühle, Schuld- und Schamgefühle geerbt habe, die nicht aus meiner Lebenszeit herrühren. Ich bin 1972 in Zürich geboren. In diesem Jahrzehnt schien hierzulande wohl nahezu allen Deutschen pauschal ein Nazi-Vorwurf angeheftet zu werden. Das diente vermutlich noch immer der Distanzierung. Ich musste mir als Kindergartenkind mit offensichtlich deutschsprachigen Eltern jedenfalls mehrfach eine Nazi-Hänselei anhören und lernte auch daher zu schweigen. Ich bin die damit verbundenen Gefühle der Scham, zu der auch dasjenige der Fremdheit im mittlerweile eigenen Land gehört, erst losgeworden, nachdem ich die Geschichte meiner Grossmutter kannte. Ich habe mehr als 45 Jahre meiner Lebenszeit gebraucht, um zu verstehen, dass meine Biographie und Herkunft zwar Teil der Geschichte von Nationalsozialismus und Holocaust sind, dass ich aber mit der Schuld meiner Vorfahren nichts zu tun habe. Heute ist mir klar, dass wir aus der eigenen Geschichte und aus der Erinnerung an die damaligen Menschen – Täter wie Opfer, Widerstandskämpfer oder Helferinnen – elementare Lehren für die Gegenwart und Zukunft in der Schweiz und überall ziehen können. Anders als in Deutschland gibt es aber von Schweizerinnen und Schweizern der dritten Generation kaum Berichte.² Die neutrale Position des Landes, welche in der Schweiz mehr nach dem Krieg als währenddessen zum Leitgedanken gehörte, wurde auch in Erinnerungsfragen mobilisiert. Damit lassen sich das teilweise ausgeprägte Desinteresse am Holocaust genauso erklären, wie die langjährig praktizierte Abwendung des Blicks vom Nachbarn Deutschland. Stellvertretend wurde der Diskurs über die angebliche Wehrfähigkeit der Schweiz und ihre grosse humanitäre Einsatzbereitschaft geführt. Andere Deutungen, die sich von Schweizer Bezügen zum Geschehen ebenfalls distanzieren, bemühten

² Eine Ausnahme bildet: Batthyany, *Und was hat das mit mir zu tun?* Neben der wissenschaftlichen Literatur zur dritten Generation, die für diesen Artikel wie weiter unten vermerkt Anwendung fand, sind in jüngerer Zeit im deutschsprachigen Raum schier unüberschaubar viele Publikationen literarischer wie dokumentarischer Art mit Berichten über die zweite sowie dritte Generation entstanden, wie etwa: Bruhns, *Meines Vaters Land*; Dückers, *Himmelskörper*; Fritz, *Wie kommt der Krieg ins Kind*; Haarer, *Die deutsche Mutter*; Himmler, *Die Brüder Himmler*; Höss, *Das Erbe*; Lustiger, *So sind wir*; Pollack, *Die Frau ohne Grab*; Mendelsohn, *Die Verlorenen*; Ohana, *Rabentochter*; Senfft, *Schweigen*; Von Bechtoldsheim, *Stauffenberg*; Supletzky, *Der letzte grosse Trost*; Blasberg, „Die Dritte Generation“.

nationalreligiöse Erklärungsansätze oder schulterzuckend die Überzeugung, die Schweiz habe einfach Glück gehabt.³ Inzwischen hat die Forschung aber klar gezeigt, dass sich die Schweizerische Position aus einem komplexen und multikausalen „Überlebensmix“⁴ ergab, der gesinnungsmässig so gezielt nicht gewesen sein konnte. Er resultierte vielmehr mitunter daraus, dass der Schweizer Beitrag wirtschaftlich und politisch rein mengenmässig völlig unbedeutend gewesen ist.⁵ Dies sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Schweiz einerseits institutionell gesehen „gegen elementare Gebote der Menschlichkeit verstossen“ hat und dazu beitrug, dass Nazi-Deutschland etliche seiner Ziele erreichen konnte.⁶ Andererseits geht es bei der biographischen Bezugnahme nicht um Mengen, sondern um den Grundsatz, universelle Grundwerte zur Sprache zu bringen und Lehren aus der eigenen Geschichte zu ziehen, um damit zum Nie-Wieder beizutragen. Es geht darum, die Opfer der damaligen Zwangsherrschaft zu erinnern und die Ursachen dafür sichtbar zu machen, warum Menschen in die Irre gegangen sind und sich schuldig gemacht haben, selbst dann, wenn diese Mitglieder der eigenen Familie waren.

Es ist tatsächlich wenig naheliegend, grosse Zahlen an Kriegskindern, Kriegsenkeln oder Nazi-Enkeln⁷ in der Schweiz zu suchen, und doch gab es sie. Es gab Schweizer KZ-Opfer⁸, es gab Schweizer Nazis, es gibt Schweizerinnen und Schweizer, deren Vorfahren direkt mit dem Holocaust verbunden sind. Ihre Familiengeschichten führen nach Russland oder Polen, nach Frankreich, Israel oder in die USA sowie anderswohin. Auch aus Schweizer Sicht ist transnationale Holocausterinnerung der dritten Generation nicht nur möglich, sondern auch wichtig und sinnvoll. Gerade in „Täterfamilien“ ist es in der Schweiz nicht anders als in Deutschland: Mittlerweile haben zwei Generationen oft beharrlich geschwiegen. Loyal haben die Enkel die mögliche Schuld der Eltern oder Grosseltern nicht thematisiert. So haben sie die spürbaren Schamgefühle oft selbst nicht mehr zuordnen können⁹, so dass das schiere Wissen darüber, wo denn zu suchen und nachzufragen wäre, nicht selten mit der Zeit fehlt. Wie aufwühlend es für die zweite und dritte Generation sein kann, dieses Schweigen zu brechen und gegen familiäre Widerstände anzuschreiben, zeigen die verfügbaren literarischen und

³ Tanner, *Geschichte der Schweiz*, S. 288.

⁴ Tribelhorn, *Die Schweiz und der Holocaust*.

⁵ Tanner, *Geschichte der Schweiz*, S. 289.

⁶ Ebd., S. 291; Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, *Schlussbericht*, S. 523, 526.

⁷ Seit der Jahrtausendwende kann in Deutschland von einer Kriegs-Enkel-Bewegung gesprochen werden. Sie thematisiert die generationenübergreifende, belastende Wirkung von Kindheiten im Krieg. Alexandra Senfft hat in diesem Kontext den Begriff der Täter-Enkel oder Nazi-Enkel herausdifferenziert. Sie geht dabei von einem doppelt belasteten Erbe aus: einmal wegen der Schuld der Grosseltern und dann wegen des Verschweigens dieser Schuld durch die Eltern. Vgl dazu auch: Süß, „Der lange Schatten unserer Vergangenheit“, S. 56.

⁸ Spörri/Staubli/Tuchschnid, *Die Schweizer KZ-Häftlinge*.

⁹ Senfft, *Der lange Schatten der Täter*, S. 62.

dokumentarischen Berichte von Vertreterinnen und Vertretern der dritten Generation gut.¹⁰ Den Dialog anzustossen, ist aber nicht nur eine deutsche Aufgabe, sondern hat dort zu erfolgen, wohin die Wege der Nachfahren geführt haben und wo die Geschichte von Holocaust und Nationalsozialismus in der Gegenwart nachwirkt. Daher eben auch in der Schweiz.

2. Meine Grossmutter – die liebevolle Verbrecherin

Den Antisemitismus und Rassismus, den meine Grossmutter verinnerlicht hatte, erkannte ich bereits, als ich einen ihrer ältesten Briefe von 1926 las. Sie war mit 19 Jahren auf Abiturreise und schrieb nach Hause über die deutsche Minderheit in Estland. Sie sei begeistert „vom Stammesgefüge“, das die Deutschen dort pflegten, sei beeindruckt, dass sich diese „ganz rein in ihrer Rasse“ gehalten hätten und „daher alle rein nordisch“ geblieben seien.¹¹ Nicht nur in der Schule und ihrer Jugendgruppe, sondern auch im Elternhaus lernte Hilde in der Lebensführung „unterdrückter“, deutscher Minderheiten ein Vorbild für sich selbst zu erkennen. Ausgangspunkt dafür war die Ablehnung der Vereinbarungen des Versailler Vertrags, die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zustande gekommen waren und die von breiten Kreisen in Deutschland zurückgewiesen wurden. Hilde verband ihre Kritik, wie Viele, die so dachten wie sie, mit dem Auftrag, dass Deutschland die im Osten „verlorenen“ Gebiete wieder zurückerobern müsse. Auf die damals noch jungen Demokratien, wie England, Frankreich oder die USA sei kein Verlass, fand Hilde.

Sie war 1907 in London in eine wohlhabende, international agierende Handelsfamilie, die ursprünglich aus Hamburg kam, hineingeboren worden. Mitten im Ersten Weltkrieg, 1916, wurde die Neunjährige aber mit den Eltern und ihrer Schwester aus England vertrieben. Geborgenheit und Frieden tauschte sie ein gegen Hunger und Heimatlosigkeit. 1921 gelangte sie aus den neutralen Niederlanden, die die Familie vorübergehend aufgenommen hatten, im Alter von vierzehn Jahren erstmals nach Deutschland, ihr eigentliches Heimatland. Sie erlebte später als junge Frau, wie die Folgen der Weltwirtschaftskrise Scharen von Arbeitern bettelnd vor ihr Haus in Dortmund trieben. Sie litt weitere Jahre später darunter, ihr begonnenes Medizinstudium abbrechen zu müssen, weil sie als Frau ohnehin keine Anstellung als Ärztin würde finden können, wie ihr erklärt wurde. Vielmehr sollte sie, wie so viele junge Frauen damals, heiraten, ihrem Mann zu Diensten sein und dem Land möglichst viele Kinder gebären.¹² Es sollten nur „die ganz Begabten [...] studieren“¹³, was Hilde „recht trostlos für all

¹⁰ Siehe Anm. 2.

¹¹ Hilde an ihre Schwester, Brief aus Dorpat, 29. Juli 1926.

¹² Brockhaus, „deutsche Mutter“, S. 23.

¹³ Hilde an ihre Schwester, Brief aus Dortmund, 30. Dezember 1931.

die Mädels“¹⁴ fand, wie sie enttäuscht an ihre Schwester schrieb. Sie fügte sich aber und heiratete 1931 einen der Studenten, den sie in Bonn kennengelernt hatte und mit dem sie den Fanatismus für den Nationalsozialismus sowie die NSDAP verband. Seither schrieb sie in ihren Briefen der nächsten fünfzehn Jahre liebevoll von ihren Kindern, vom Vorlesen, Basteln, Trösten und Helfen bei den Hausaufgaben. Sie sah ihre Kinder aber auch als „erbgesunde Arier“ und freute sich über deren blonde Haare und blaue Augen. Erzogen wurden die drei Jungen und drei Mädchen zu Soldaten oder Müttern ganz gemäss den Vorgaben der zuständigen Chefideologin für Erziehungsfragen, Johanna Haarer. Hilde fand ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben seit den späten 1920er-Jahren ganz in der „nationalsozialistischen Bewegung“ beantwortet.

Jahre vor Hitlers Machtergreifung liess sich meine Grossmutter von der Gefühls- und Angriffspropaganda, die „ihr Führer“ mit viel Intuition und psychologischem Einfühlungsvermögen betrieb¹⁵, vollständig einfangen und konstruierte daraus ein Idealbild für das Deutsch- und Frausein, an dem sie sich orientierte. 1933, Hilde lebte inzwischen seit zwölf Jahren im Ruhrgebiet, trat sie in die nationalsozialistische Frauenschaft, NSF, die Frauen-Elite-Organisation der NSDAP ein. Konsequenterweise entschied sie sich nach Kriegsbeginn dazu, eigenhändig im „neuen, deutschen Osten“, oder wie sie es gerne nannte „unserem Frostklaren, aber eben echten und wahren Osten“¹⁶, aktiv zu werden. Im Reichsgau Wartheland, kurz Warthegau genannt, dem westlichsten Teil des völkerrechtswidrig besetzten ehemaligen Polen, das die Deutschen 1939 sofort zum Reichsgebiet erklärten, setzte sich Hilde als „Kreisfrauenschaftsleiterin“ der NSF ein, um die „Germanisierung“ dort voranzubringen. In Posen, der Hauptstadt des Warthegau, hielt sie an die Adresse der dorthin umgesiedelten deutschen Minderheiten aus europäischen Ländern wie Estland, Lettland, der Ukraine, Russland und selbst Polen unzählige Vorträge darüber, wie eine nationalsozialistische Lebensführung aussehen sollte. In ihrer Funktion als Kreisfrauenschaftsleiterin dürfte meine Grossmutter, erstmals in ihrem Leben, ein Gehalt bekommen haben.¹⁷ Hilde gehörte nun zu den 800 mächtigsten Frauen der NS-Frauenschaft, die über vier Millionen Mitglieder zählte. Ihre Vorgesetzte und Parteigenossin, Helga Thrö, war direkt der nationalen Frauenschaftsleiterin Gertrud Scholtz-Klink unterstellt.¹⁸ Nach dem Krieg wäre meine Grossmutter als Kreisleiterin der NSF gemäss dem alliierten Kontrollratsgesetz Nr. 2 vom 10. Oktober 1945 als Kriegsverbrecherin zur Hauptschuldigen erklärt und interniert worden. Durch

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Vollnhals/Gruchmann et al., *Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen*.

¹⁶ Hilde an ihre Schwester, Bockswiese, 8. Juni 1943.

¹⁷ Himmler, *Die Brüder Himmler*, S. 71; Harvey, „Neugebiet“, S. 83–102.

¹⁸ Berger, „Reichsfrauenführerin“.

ihren frühen Tod ist sie nicht nur dem Gefängnis, sondern auch allfälligen Fragen ihrer Kinder oder Enkel entgangen.

Hilde trug ab 1938 stolz das „Mutterverdienstkreuz“ für kinderreiche Mütter. Mit ihren bereits fünf Kindern und ihrem Mann wohnte sie bis 1941 aber noch immer zusammen mit den Eltern im Dortmunder Familienhaus. Mit der Umsiedlung nach Posen, eigentlich Poznan, gingen daher lange gehegte Träume in Erfüllung: Sie konnte – durch „Arisierung“ – erstmals ein eigenes Haus beziehen. Mit vierzehn Zimmern war es viel grösser als ihr Elternhaus. In den Dokumenten habe ich ein Foto gefunden, das vor ihrem Einzug in Posen, vermutlich im Herbst 1940 aufgenommen wurde: Es zeigt im Hauseingang eine Frau mit Säugling im Arm, oben steht ein Fenster offen, unten ein Kinderwagen bereit. Vermutlich sind die vormaligen Bewohner darauf abgebildet. Der Säugling dürfte, falls er überlebt hat, heute eine Frau oder ein Mann von 80 Jahren sein.

Mit ihrem Antisemitismus und Rassismus sowie dem tatkräftigen Einsatz für „die gemeinsame Sache“, wie Hilde es gerne nannte, trug sie in den folgenden Jahren dazu bei, dass die Nazis viele ihrer Ziele erreichen konnten. Im Rahmen der Arbeitsteilung der Nazis wurden Frauen wie sie zu Teilen des Apparates, die an der rassischen Segregation aktiv beteiligt waren und so zu Mitschuldigen der Vernichtung wurden: Es gab, weit mehr als das eigenhändige Morden, sehr unterschiedliche Aufgaben zu erfüllen.¹⁹ Im Abituraufsatz meines Vaters von 1955, den ich nach seinem Tod fand, lese ich, dass er sich als etwa Achtjähriger damals aufgefordert fühlte, „jede Gelegenheit aus[zunutzen], diese unterdrückten Menschen [die Polen, Anm. d. Verf.] in kindlicher Grausamkeit zu ärgern und zu quälen“.²⁰ Erzählt hat er mir nie davon.

3. Erinnerungen an Grosseltern, -onkel und -tanten

Inzwischen habe ich die Geschichte meiner Grossmutter, der liebevollen Verbrecherin, aufgearbeitet.²¹ Liebevoll nenne ich sie, weil sie nicht nur Monster war, sondern auch eine sorgende Mama. Das kommt in ihren Briefen deutlich zum Ausdruck. Das Manuskript, in dem ich ihren Alltag und ihr Tun schildere, habe ich in meinem Umfeld zur Lektüre weitergegeben. Überraschend viele, die die Geschichte mit Interesse lasen, begannen von eigenen biographischen Bezügen zum Nationalsozialismus und Holocaust zu erzählen, selbst jene, die wie ich, kaum woanders als in der Schweiz gelebt hatten.

Von zwei Geschichten, die mir in diesem Kontext zugetragen wurden, berichte ich im Folgenden etwas ausführlicher. Ich habe die Auswahl nicht getroffen, weil die Berichte etwa

¹⁹ Senfft, *Der lange Schatten der Täter*, S. 17.

²⁰ Abituraufsatz meines Vaters, Unna, November 1955.

²¹ **Erscheint 2020, XY**

besonders exemplarisch wären, sondern vielmehr, weil sie besonders alltäglich sind und einen vielfältigen Raum dafür öffnen, wie Holocaust-Erinnerung auch in der Schweiz existiert. Wir drei Frauen, Annette, Leila und ich, wohnen alle an derselben Strassenkreuzung einer Zürichseegemeinde. Wir begegnen uns beim Einkaufen und treffen uns in der S-Bahn auf dem Weg zur Arbeit. Obwohl wir uns gegenseitig in unsere Wohnzimmer blicken könnten, haben wir uns noch nie über unsere mit dem Holocaust verbundenen Biographien ausgetauscht. Oft haben wir, Vertreterinnen der Jahrgänge 1961 bis 1972, – und das ist anders als in Deutschland – auch in der Schule kaum über den Holocaust gesprochen und schon gar nicht unter Einbezug unserer Familien, den Grosseltern und Grossonkeln, als Verantwortliche des Verbrechens respektive dessen Opfer.

Nadine Leila²² erzählt mir, dass sie als Jüdin in der Primarschule wiederholt in die Ecke der Minderheit gedrängt worden sei. Sie sehe ja gar nicht jüdisch aus, hiess es dann, oder ihre Mitschülerinnen verstanden nicht, wie sie gleichzeitig Jüdin und Schweizerin sein konnte. Sie erinnert sich an einen Moment, als ihre Klassenlehrerin den Lärm, den die Klasse veranstaltete, unterbrach und begründete, „wir sind doch hier nicht in einer Judenschule“. Nur Leila zuckte zusammen, niemand reagierte. Jüdin in der Schweiz zu sein, das erfuhr sie als Kind, bedeutete, anders zu sein als die Mehrheit, bedeutete, nicht zur Norm zu gehören. Richtig wohl und zugehörig gefühlt habe sie sich daher vor allem in der säkularen jüdischen Jugendgruppe Hashomer Hatzair, erzählt mir Leila.

Die meisten ihrer Vorfahren sind weit vor Beginn des ersten Weltkriegs aus Polen in die Schweiz eingereist. So blickt sie auf eine generationenalte, schweizerisch-jüdische Identität zurück. Heute wohnen Verwandte auch in Israel und den USA. Leilas Grosseltern sowie Grossonkel und Grosstanten mit allen Kindern, darunter ihr Vater, sind zu Beginn des Zweiten Weltkrieges aus der Schweiz, weil sie sich auch hier nicht sicher fühlten, nach Übersee geflohen. Eine von Leilas Grosstanten väterlicherseits war nach dem Krieg aus Polen nach Israel ausgewandert. Leila besuchte sie als Jugendliche dort und begegnete einer fragilen, alten Frau mit tätowierter Nummer auf dem Arm. Angesichts der spürbaren, tiefliegenden Traumata wagte Leila es nicht, ihre Grosstante auf ihre Geschichte anzusprechen. Auch verfügten die beiden über keine gemeinsame Sprache in Worten. Leila spürte aber eine starke, emotionale Verbindung sowie eine gemeinsame Trauer und Verwandtschaft in der Seele. Heute kennt Leila die Geschichte ihrer Grosstante gut. Sie hatte bis 1943 im polnischen Krakau gelebt und wurde dann mit ihrem Mann und den beiden Kindern nach Auschwitz deportiert. Nur sie überlebte. Weitere Familienangehörige hatten unweit davon in einem Krakauer Vorort gewohnt. Deren

²² Nadine Leila Caplunik-Katz (*30.12.1961 in Zürich).

Haus wurde von deutschen Besatzern beschlagnahmt. Der Vorgang erinnert an die Umstände, wie meine Grossmutter und ihre Familie in Posen die vormaligen Hausbewohner vertrieben. Auf der Photographie, die ich gefunden habe, könnte der Säugling auf dem Arm vor dem „arisierten“ Haus Leilas Tante sein, die sie nie kennenlernte. Leilas Vorfahren blieben zunächst im ihnen noch überlassenen Hausteil wohnen. Dann wurden auch sie ins nur 70 Kilometer entfernte Auschwitz deportiert. Unterwegs wurde Leilas Urgrossvater zusammen mit den anderen über 60jährigen Männern vor den Augen aller erschossen. Alle übrigen Mitglieder dieses Familienzweigs wurden in Auschwitz ermordet.

Infolge ihrer Prägung sowie aufgrund ihres jahrelangen Engagements im sozialistisch-zionistischen Jugendbund, wollte Leila als junge Frau auch einen persönlichen Beitrag in Israel leisten. Nach Abschluss ihrer Ausbildung zur Grafikerin lernte sie daher Hebräisch und zog in einen Kibbuz nahe Nahariya, wo sie mehrere Jahre lang ihren Beruf ausübte. Dort lernte sie den Vater ihrer Kinder kennen. Inzwischen ist sie längst wieder in die Schweiz zurückgekehrt. Sie hat drei erwachsene Kinder, arbeitet in ihrem Beruf sowie als Lehrerin auf Sekundarschulstufe. Noch immer ist aber Israel für sie ein Land geblieben, das sie mit einem Gefühl von Geborgenheit und Heimat verbindet, auch wenn sie der aktuellen Politik äusserst kritisch gegenübersteht. Jüdisch zu sein, empfindet sie, ohne religiös zu sein, als einen kulturellen Reichtum, von dem sie hofft, dass er in ihrer Familie weiter lebendig gehalten wird. Es ist ihr inzwischen eine Selbstverständlichkeit, die Erinnerung an den Holocaust zu pflegen. Meist passiert das wenig öffentlich. Es kann aber auch sein, dass sie auf entsprechende Gespräche ihrer Schülerinnen und Schüler aufmerksam wird. Manchmal greift sie in den Dialog ein und korrigiert, wenn Fakten falsch wiedergegeben werden. Nicht immer legt Leila dann ihre jüdische Identität offen. Dank dem Jüdischsein, ihrem Wissen und ihren Erfahrungen gelingt es ihr aber, die wichtigen Zusammenhänge von unwichtigen zu unterscheiden. Das Wissen über den Holocaust muss lebendig und gegenwärtig gehalten werden, „es lässt mich nicht los“, sagt sie. Wichtig findet sie, im Gespräch darüber zu bleiben. „Nur dann wird es uns vielleicht gelingen, auf gegenwärtige politische Ereignisse zu reagieren, um einen Richtungswandel bewirken zu können.“ Ihre eigene Geschichte erzählt sie eher selten aber doch ab und zu, da es, wie sie findet, nicht nur um ein kognitives aus Büchern erfassbares Erinnern geht, sondern auch um ein emotionales und das lässt sich in der persönlichen Begegnung besonders gut vermitteln. Leila ist davon überzeugt, dass es „uns alle“, gerade angesichts der globalen politischen Entwicklungen und nationalistischen Radikalisierungen, „etwas angeht, auch diejenigen, die in ihrer Biographie nicht selber betroffen sind“. Nur dann tragen wir dazu bei, zu verhindern, dass es wieder und wieder geschieht.

Annette²³, auch sie wohnt im Haus gegenüber, berichtet, dass sie sich als Schweizerin immer schon für die Fragen rund um den Nationalsozialismus und den Holocaust interessiert hätte. Vielleicht hänge dies, räumt sie ein, damit zusammen, dass auch ihre Familie, die aus dem Elsass kam, in den Nationalsozialismus irgendwie verwickelt gewesen sei. Wie genau, weiss sie zwar nicht. Bekannt ist ihr aber, dass ihr Grossvater in die Partei eingetreten war und dass zwei Onkel von ihr für die Deutschen kämpften. Neuerdings, sagt sie, beginne ausserdem ihre betagte Mutter vermehrt zu erzählen. Diese wuchs als Deutschsprachige im Elsass auf, betonte aber immer, wie deutschfeindlich ihre Familie dort eingestellt gewesen wäre. Später ist Annettes Mutter als Grenzgängerin in die Schweiz gekommen, wo sie sich verliebte und heiratete. Die Mitgliedschaft ihres Vaters, Annettes Grossvater, in der NSDAP erfolgte, so wurde in der Familie berichtet, gezwungenermassen. Der Grossvater wollte angeblich seine leitende Stelle in der Giesserei, wo er arbeitete, nicht verlieren. Seine Söhne, das sind Annettes Onkel, hätten, wie das für viele Elsässer galt, an der Ostfront gekämpft. Etliche hätten desertiert, die Onkel aber nicht. Der eine war Funker, der andere Koch. Beide seien später in russische Gefangenschaft gekommen, erzählt Annette. Sie wären sich ausgemergelt und abgekämpft dann in einem Lager zufällig wieder begegnet, hätten sich kaum erkannt. In der Familie steht dieses unwahrscheinliche Ereignis im Vordergrund des Erinnerns. Es kam allen wie ein Wunder vor, auch, dass beide Söhne den Krieg überhaupt überlebt hatten und 1946 unversehrt von der Front wieder zurückkehrten.

Aus den Erzählungen ihrer Mutter muss Annette neuerdings schliessen, dass ihre Elsässer Familie so deutschfeindlich wohl nicht gewesen ist. Sie identifizierten sich als Elsässer. Franzosen wollten sie, als deutschsprachige Familie, mindestens genauso wenig sein, wie Deutsche. Ihre Sprache, wohl auch der Neid auf die überlebenden Brüder und vielleicht die wahre Gesinnung, mutmasst Annette, führten dazu, dass die Familie nach dem Krieg im Dorf als „Nazi-Schweine“ beschimpft wurde. Damit verbundene diffuse Scham- und Schuldgefühle verhinderten auch in ihrer Familie den offenen Dialog über das, was wirklich geschehen war, vermutet Annette heute. Erschwerend für Annette kam hinzu, dass ihr damaliger Partner, ein Schweizer aus einer Luxemburger Familie, erzählte, seine Vorfahren hätten Juden versteckt. Im Vergleich zu ihm konnte sie sich mit ihrer Geschichte nur schlecht fühlen, erzählt sie. Heute weiss Annette, dass alle deutschstämmigen Elsässer zwangsrekrutiert worden waren. Wer konnte, floh über die Vogesen, weshalb die Verbliebenen möglichst weit weg, also etwa an die Ostfront, zum Kriegseinsatz gebracht wurden. Wer später lebend zurückkehrte, wurde zu Hause von einem Mob an den Bahnhöfen empfangen, beschimpft, tätlich angegriffen und im Quartier

²³ Annette G. (*2.1.1965 in Winterthur).

oft ausgegrenzt. „Die Scham, sich schuldig gemacht zu haben“, betont Annette, ist es, woran ihre Mutter bis heute leidet. Von dieser Scham habe auch Annette, sagt sie reflektierend, viel geerbt.

Sie versteht zunehmend, dass die Rechtfertigungen, die ihre Familie vorbrachte, um sich von den Nazis zu distanzieren, insbesondere der angeblich erzwungene Parteieintritt des Grossvaters, nicht die ganze Wahrheit sein können. Sie recherchierte bisher aber nicht nach, obwohl sie weiss, dass dies wenigstens partiell möglich wäre. Gleichzeitig ärgert sie sich über das familiäre Schweigen. Es macht sie, wie sie findet, zur Komplizin hinsichtlich der Unstimmigkeiten und der möglichen Schuld in Bezug auf ihre Herkunft. Als Frankreich 2010 die Elsässischen Soldaten, die an der Ostfront gekämpft hatten, offiziell rehabilitierte, empfand Annette spürbare Entlastung. Dieses Gefühlschaos rund um Schuld, Scham und Rechtfertigung irritiert Annette bis heute.

Familienfeiern im Elsass, die Fahrt über die Grenze nach Frankreich, erinnert sie sich, gehörten zu einem wichtigen Teil ihrer Kindheit. Vermutlich habe sich, wie sie mutmasst, dort auch das Schamgefühl entwickelt, dessen sie sich erst als Erwachsene bewusst wurde. Sie, die Schweizerin, identifiziert sich aufgrund ihrer Vorfahren zu je einem Viertel als Französin und Deutsche, ohne die jeweiligen Nationalitäten zu besitzen. Mit ihrer Herkunftsgeschichte lebt sie, ohne sie oft zu erzählen. Auch sie erlebte, dass sie damit in der Schweiz auf wenig Interesse stösst. Themen, die eher interessieren, sind die Neutralität und das Rote Kreuz, sagt Annette. Heute empfindet sie diese einseitige Fokussierung auf das Gute als etwas scheinheilig. Auch in ihrem Leben „hallen“, wie sie sagt, „Krieg und Holocaust“ intensiv nach. Sie wünscht sich, dass ihr Sohn diese ambivalente Herkunft verstehen lernt und aus der Geschichte des Holocaust etwas mitnehmen kann, um zu verhindern, dass es je wieder geschieht.

4. Gegen das Vergessen

Es ist in der Schweiz nicht leicht, von der eigenen, mit Nationalsozialismus und Holocaust verbundenen Biographie zu erzählen. Das fehlende Unrechtsbewusstsein innerhalb einiger Familien und das allgemein wenig ausgeprägte Interesse an Nationalsozialismus und Holocaust verstellen aber nicht nur den Blick für die Anerkennung des Leids gegenüber den Opfern. Es bürdet den Kindern und Enkeln auch eine schwere Last auf, von der sie sich nur dann befreien können, wenn die Geschichten offengelegt werden.²⁴

Auch ich hatte schon als Jugendliche gespürt, dass mich die Geschichte des Holocaust persönlich etwas angeht. Ich näherte mich dem Thema mehr unbewusst an, indem ich

²⁴ Senfft, *Der lange Schatten der Täter*, S. 75; Himmler, „Herrenmenschenpaare“, S. 73.

Geschichte studierte und indem ich später in der Bergier-Kommission mitarbeitete.²⁵ Trotzdem konnte ich lange Zeit und ohne die Geschichte meiner Grossmutter genau zu kennen, meine Gefühle, die mit der deutschen Herkunft verbunden sind, nicht interpretieren.

Um aus der Geschichte zu lernen, müssten wir begreifen, warum einige unserer Vorfahren in die Irre gegangen sind. Wenn wir uns aber nicht einmal eingestehen, dass sie in die Irre gegangen sind, können wir es nie begreifen. Dann versperren wir uns nicht nur der Anerkennung der Opfer und des Unrechts, sondern auch der Lehren, die sich daraus ableiten lassen. Wir müssen die Geschichten also erzählen, wenn die menschenunwürdigen Positionen in den darauffolgenden Generationen nicht weiter wirken sollen.²⁶ Es scheint erst jetzt, da die unmittelbar Beteiligten und viele ihrer Kinder nicht mehr leben, einfacher zu werden, darüber zu sprechen und Distanz herzustellen. Leila und ich haben erst im Gespräch miteinander verstanden, wie nahe sich unsere jeweiligen Familiengeschichten täter- und opferseitig eigentlich kommen. Dabei ist uns zusammen mit Annette bewusstgeworden, dass wir durch diesen Dialog, durch das Erzählen konkreter Geschichten, auch im Interesse unserer Kinder immerhin ein Wenig zum Nie-Wieder beitragen können.

Literaturangaben

- Batthyany, Sacha. *Und was hat das mit mir zu tun? Ein Verbrechen im März 1945. Die Geschichte meiner Familie*. Köln: Kiepenheuer und Witsch, 2016.
- Berger, Christiane. „Die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink.“ *Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutzniesserinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus* (Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte 8). Hg. Marita Kraus. Göttingen: Wallstein Verlag, 2008, S. 103–126.
- Blasberg, Cornelia. „Die Dritte Generation und die Literatur.“ *Die dritte Generation und die Geschichte*. Hg. Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Heidelberg, 2016, S. 67–88.
- Bonhage, Barbara, Gautschi, Peter, Spuhler, Gregor, Hodel, Jan. *Hinschauen und Nachfragen. Die Schweiz und die Zeit des Nationalsozialismus im Licht aktueller Fragen*. Zürich: Lehrmittelverlag 2006.
- Bonhage, Barbara, Lussy, Hanspeter, Perrenoud, Marc. *Nachrichtenlose Vermögen bei Schweizer Banken. Depots, Konten und Safes von Opfern des nationalsozialistischen Regimes und Restitutionsprobleme in der Nachkriegszeit*. Zürich: Chronos Verlag, 2001.
- Bonhage, Barbara. *Schweizerische Bodenkreditanstalt. Aussergewöhnliche Zeiten bringen aussergewöhnliche Geschäfte*, Zürich: Chronos Verlag 2001.
- Bonhage, Barbara et al. *Hinschauen und Nachfragen*. Zürich: Lehrmittelverlag Zürich, 2006.

²⁵ Die von der Schweizerischen Eidgenossenschaft unter der Leitung von Jean François Bergier eingesetzte „Unabhängige Expertenkommission – Schweiz Zweiter Weltkrieg“ erforschte zwischen 1997–2001 insbesondere die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und Nazi-Deutschland, vgl. Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg, S. 5; Bonhage et al., *Nachrichtenlose Vermögen*; Bonhage, *Schweizerische Bodenkreditanstalt*; Lussy et al., *Schweizerische Wertpapiergeschäfte*; als Schulbuch erschien später die Publikation: Bonhage et al., *Hinschauen und Nachfragen*.

²⁶ Mitscherlich betont, wie wichtig es ist, sich von den Idealen, Vorurteilen, Projektionen und Wahnvorstellungen endgültig zu distanzieren, die für die „Weltanschauung“ der Nazis so typisch waren. Was Mitscherlich formulierte, gilt universell, also auch in der Schweiz: Nur, wenn wir das Mitgefühl erlernen, das unsern Nazi-Grosseltern fehlte, sind wir „zur Wiederholung“ nicht mehr weiter „verdammte“. Vgl. Mitscherlich, „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten“, S. 481 u. 491.

- Brockhaus, Gudrun. „Die „deutsche Mutter“ in Johanna Haarer's NS-Erziehungsratgebern – eine sozialpsychologische Untersuchung.“ *Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutzniesserinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus* (Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte 8). Hg. Marita Kraus. Göttingen: Wallstein Verlag, 2008, S. 23–41.
- Bruhns, Wiebke. *Meines Vaters Land. Geschichte einer deutschen Familie*, München: Econ Verlag, 2004.
- Dückers, Tanja. *Himmelskörper*, Berlin: Aufbau Verlag, 2003.
- Fritz, Susanne. *Wie kommt der Krieg ins Kind*, Göttingen: Wallstein Verlag, 2018.
- Haarer, Gertrud. *Die deutsche Mutter und ihr letztes Kind. Die Autobiografien der erfolgreichsten NS-Erziehungsexpertin und ihrer jüngsten Tochter*, Hannover: Offizin Verlag, 2012.
- Harvey, Elizabeth. „Wir kamen in vollkommene Neugebiet rein: der „Einsatz“ von Mitgliedern nationalsozialistischer Frauenorganisationen im besetzten Polen.“ *Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutzniesserinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus* (Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte 8). Hg. Marita Kraus. Göttingen: Wallstein Verlag, 2008, S. 83–102.
- Himmler, Katrin. „‘Herrenmenschenpaare‘. Zwischen nationalsozialistischem Elitebewusstsein und rassenideologischer (Selbst-)Verpflichtung.“ *Sie waren dabei. Mitläuferinnen, Nutzniesserinnen, Täterinnen im Nationalsozialismus* (Dachauer Symposium zur Zeitgeschichte 8). Hg. Marita Kraus. Göttingen: Wallstein Verlag, 2008, S. 62–82.
- Himmler, Katrin. *Die Brüder Himmler. Eine deutsche Familiengeschichte*, Frankfurt am Main: Fischer Verlag, 2007.
- Höss, Rainer. *Das Erbe des Kommandanten*, München: Belleville, 2013.
- Lussy, Hanspeter, Bonhage, Barbara, Lopez, Rodrigo, Perrenoud, Marc. *Schweizerische Wertpapiergeschäfte mit dem «Dritten Reich». Handel, Raub und Restitution*. Zürich: Chronos Verlag 2001.
- Lustiger, Gila. *So sind wir*. Berlin: Berlin Verlag, 2007.
- Mendelsohn, Daniel. *Die Verlorenen. Eine Suche nach sechs von sechs Millionen*, Köln: Kiepenheuer und Witsch, 2010.
- Mitscherlich, Margarete. „Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten. Anlässlich von Daniel Jonah Goldhagens Buch ‚Hitlers willige Vollstrecker‘.“ *Psyche, Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 6. Juni 1997, S. 479–493.
- Ohana, Katharina. *Ich, Rabentochter*. München: Nymphenburger 2013.
- Pollack, Martin. *Die Frau ohne Grab. Bericht über meine Tante*. Wien: Paul Zsolnay Verlag, 2019.
- Senfft Alexandra. *Der lange Schatten der Täter. Nachkommen stellen sich ihrer NS-Familiengeschichte*. München: Piper Verlag, 2016.
- Senfft, Alexandra. *Schweigen tut weh. Eine deutsche Familiengeschichte*, Berlin: List Verlag, 2007.
- Spörrli, Balz, Staubli, René, Tuchschnid, Benno. *Die Schweizer KZ-Häftlinge. Vergessene Opfer des Dritten Reichs*. Zürich: NZZ-Libro, 2020.
- Supletzky, Stefan. *Der letzte grosse Trost*, Berlin: Rowohlt Verlag, 2016.
- Süss, Joachim. „Der lange Schatten unserer Vergangenheit – über das transgenerationale Erbe der Nachkriegsgenerationen in Deutschland.“ *Die dritte Generation und die Geschichte*. Hg. Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Heidelberg, 2016, S. 45–66.
- Tanner, Jakob. *Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert*, München: C.H. Beck, 2015.
- Tribelhorn, Marc. „Die Schweiz und der Holocaust – ein Streit und Schuld und Sühne.“ *Neue Zürcher Zeitung*, 6. September 2019.
- Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg. *Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Schlussbericht*. Zürich: Chronos Verlag, 2002.
- Vollnhals, Clemens, Gruchmann, Lothar et al. *Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen: Februar 1925 bis Januar 1933*. Hg. Institut für Zeitgeschichte. München 1992–2003.
- Von Bechtoldsheim, Sophie. *Stauffenberg. Mein Grossvater war kein Attentäter*. Freiburg: Herder Verlag, 2019.